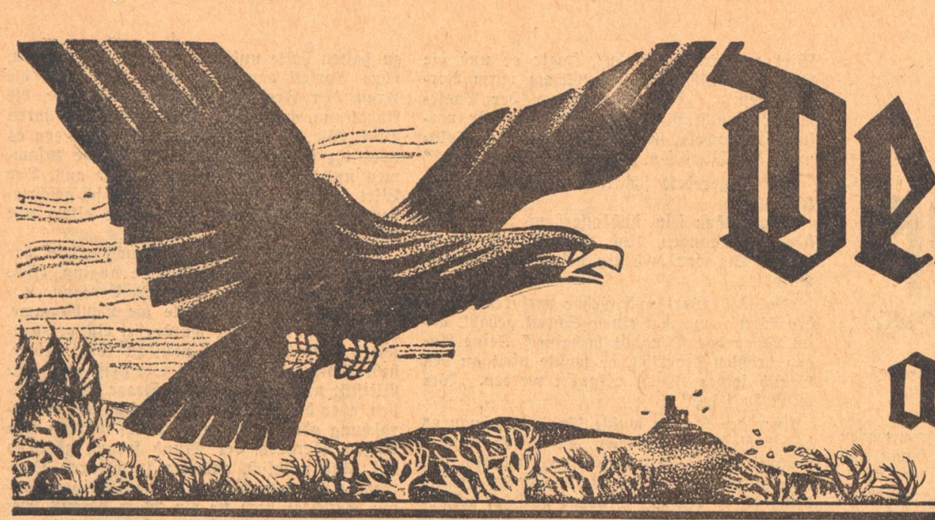
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

23 (10.6.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 23 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 10. Juni 1934

Wandern in deutscher Landschaft

Von Josef Ponten

Zwei Burschen, Christian Heinsberg und Johann Wetzel, von Bingen über Hunsrück und Eifel durch die schöne deutsche Heimat in der Absicht auszuwandern.

Ferne, Ferne, Ferne — ah! Die junge Nase riecht sie wie Hunde an den Kleidern der zugereiften Männer das Dasein ihrer Brüder fern hinter dem Gebirge riechen — wo sind sie? nicht hier! und sie stehen und schauen das blaue Gebirge an . . .

O blaue Gebirge! Was habt ihr schon angerichtet! O Landschaften mit dem Ruf der Fernen! In blauen Zauber gehüllt steht ihr da, anwesend, aber ihr scheint es nicht wahrhaben zu wollen. Und während alles andere daliegt im deutlichen Licht, anwesend, aber so wie das, nach dessen Gegenwart niemand fragt, scheint ihr da zu sein nur kraft des Gebetes, der Ahnung, des Traums, und ihr scheint nur zu schweben. Als könntet ihr die Fracht eurer Masse davontragen, wenn es euch gelüstete, und an Herzen und Köpfen, an Sinn und Vernunft der Menschen mitnehmen, was euch beliebte. O Zauber aus Stein! O stumme Betörer! O Landschaft, die blaue Berge beschauen!

Ueber der hessischen Landschaft stand der Donnarsberg. Blau stand er am Abend im Westen oder Süden. Oftmals hatte ihn der Knabe Christian gesehen, wenn er im Geisenheimer Berg streunte bis gegen den Niederwald. Blaue Berge sind Schicksal, Christian!

Ueber die Höhen des Hunsrück wanderten die beiden Burschen nach Nordwesten. So wie sie den Rhein, die Völkerstraße, und die von Menschen wimmelnde Nahe verlassen hatten, war es einsam geworden, grün und wälderdunkel, nachdem es unten braun und sonnenhell gewesen war, auch einen Rock kühler war es, als zwischen den weinkochenden Talwänden. Aber sie marschierten, von Einsamkeit und Morgenfrische unangefochten, in die Welt und ihr Leben hinein, die nun endlich ihre eigenen, die gewählten, sein würden, nachdem man viele Jahre die Beine unter Vaters Tisch gesteckt hatte. Wie würden sie aussehen, die neue Welt und das eigene Leben?

Die Burschen waren glücklich wie die jungen Hunde; vom Herrn auf die Wanderung mitgenommen, legen sie hin und her rennend die Wegstrecke zwei- und dreimal zurück. O Morgen und Tag, o Weihe und Welt!

Johann Wetzel hatte nur den einen Gedanken: weit fort. Er ging schnell und hielt sich auf der festen Straße. Christian Heinsberg aber liebte das Gehen an sich und suchte den Feldweg auf, wo man auf weicher Erde ein Spürchen im Schreiten wiegte. Darüber entstand Zank.

An einer Scherenkreuzung im Walde gab es noch am selben Tag einen neuen. Das ist selten anders unter Wandergenossen. Die Sonne war hinter eintönigem, trockenem Grau verschwunden. Wetzel hatte angeblich einen Sinn für Richtung im Körper, demnach müßten sie sich links halten. Er behauptete, die Himmelsgegenden zu fühlen. Man solle es mit den Sternen halten, meinte er; Leute behaupteten, die seien mächtig über uns; da sei was dran... Heinsberg, der größere von beiden, ging mit leicht gesenktem Köpfe, er sah die Erde an. Er behauptete, sie röche...

Darüber lachte Johann und Christian lachte über den Sternaberglauben. Zeitweise gingen sie getrennt, Johann am linken, Christian am rechten Straßensaum. Man schwieg ein paar Stunden. Aber abends versöhnte man sich.

Am andern Tag, der kühl und bedeckt war, wehte der Wind stark von Westen, das Vieh weidete nach Osten, die bequasteten Schwänze kehrte, vom Luftgang geworfen, den Rindern die Flanken. Als es den Tieren an empfindsamen, entblößten Körperteilen kalt wurde, taten sie sich nieder, es war ohnedies Zeit zum ersten Wiederkäuen. Die gut bekleideten Schafe aber blieben auf ihren munteren, dünnen Beinen. Wie ein härener Teppich schob sich die geschlossene Masse, dumpf rupfend mit dem Winde über die Weide. Als der Teppich, ein wenig sich hebend, die unfruchtbare Straße querte, war das beinerne Trippeln von tausend Füßchen zu hören. Dann rutschte das graue Fell über die andere Straßenkante auf die andere grüne Weide, und der Wind kraute in der Schafswolle, die hell im schmutzigen Grau aufleuchtete, wie wenn im Luftzug eine Pappel die weißen Unterseiten der Blätter zeigt.

Christian sah das, es bereitete ihm Vergnügen. Johann schritt ein wenig verbissen daher, er fragte nach einer Weile Christian nach seiner Meinung, wann sie wohl in Rotterdam ankämen.

„Meinetwegen gar nicht", sagte Christian, um Johann zu reizen — Herrgott, er mußte ihn reizen, warum redete er denn so blöd? Johann schaute kalt erstaunt auf und zu Christian hinüber. Da milderte dieser ab und rief: „Was gibt es denn Schöneres als Laufen?"

„Laufen? Ich fahr' lieber." — „Ist ja gar nicht wahr! Wärst ja sonst mit einem Holländer den Rhein hinuntergefahren!"

„Na, dann ist's nicht wahr", lachte Johann, war dem Genossen dankbar, und die Verstimmung war verflogen. Sie schwatzten den größten Teil des Restes des Tages miteinander, und wenn der eine es einmal vorzog, zu schweigen, so ärgerte der andere sich nicht daran.

Als sie am Tage darauf, aus einem Walde plötzlich heraustretend, in ein lichtes tiefes Tal schauten, das göttliche Moseltal; als sie einen Hang hinunter, auf dem die vom Schuh angerührten braunen und schwarzen Steinschiefer klingend ihnen voranstürzten, auf dem Maßliebchen und Löwenzahn im noch nicht gejäteten Wingert blühten, in die Talau kamen, die warm war vom Sonnenwiderschein an den Felsen, von Häusern, in denen die Herde brannten von schnaufenden und käuenden Rindern, die auf dem Grasstreif am Flusse niedergetan lagen, mächtigen Fleischkörpern, warm von Menschen in Zimmern und Gärten, auf Bänken sitzend und in Holzschuhen schlurfend, warm von Mädchen insbesondere (meinte Christian zu fühlen), deren lichtes Haar die Sonne leuchten machte und in deren Achselhöhlen leichter Flaum sichtbar wurde, wenn sie unter einer mit der Hand gehaltenen Holzlast vorübergehend, aus starr gehaltenem Kopf einen steifen Blick nach ihm sandten und eine Wolke von köstlichem Dunst mit sich entführten, da empfand Christian für eine Stunde Heimweh, man mußte es gestehen, einen Anhauch von Haus- und Menschenzauber, ein Sprechen von Versuchung der Seßhaftigkeit.

Vorbei, vorbei war sie, als sie über den silbernen Fluß hinüber die andere Talseite hinauf wieder in den Rand- und Kranzwald des Tales gestiegen und Flußrauschen und Lebensgeräusch, Kinderlärm und Hundegebell hinter und unter ihnen verhallt waren und neue, kühl überwebte Hochebenen sich vor ihnen ausbreiteten. Johann hatte den Talzauber schneller besiegt als Christian. Gewiß, sie waren verwandt im Sinn und gleiche Burschen, aber die Farben ihrer Seelen waren doch gar verschiedene. Zwei Menschen vertragen sich gut miteinander, weil sie beide Aepfel den Birnen vorziehen, mögen sie der eine Blond, der andere schwarz, der rund oder jener mager sein. Im Widerstreit der Unwägbarkeiten drücken sich oft Ur-Unverträglichkeiten aus.

So marschierten sie Tage um Tage, bedeckte und helle, über die gerodeten Hochebenen. Leer lagen sie da, vom Winde leise durchblasen, söllerhaft, unbewohnt.

Wie Kamine, von unten herausgekommen, standen schwarze Vulkane im Lande, erkaltet und alt. Still, tot und sozusagen uneigentlich war die Welt. Am Rande des Blickkreises stieg da und dort Rauch in den oberen Raum, die Reichs- und Bischofsstädte Köln und Aachen, Trier und Koblenz zeichneten dunkel ihren Ort an auf der blauen Karte des Himmels. Weiße massige Wolken zogen von Westen nach Osten, bei aller phantastischen Spielfreude ihrer Gestalt Wesen von kühler Unpersönlichkeit. Ein weißes Volk zog auf seinem Wetterweg dahin. Das Getriebe am Himmel machte das Land in einer eigentümlichen Weise stumm, demütig und fast nicht anwesend. Die Erde lag da himmelsgewandt und schien zu bitten, von ihr absehen zu wollen.

Wandern

Aus dem Inhalt:

Hans Friedrich Blunck: Der Doktor
Hans Gäfgen: Der Wiesenstrauß
Joseph Friedrich Perkonig: Herkules
Max Worlitz: In einer alten Rauchkate
Arthur Valdenaire: Karlsruher Baudenkmäler
Anselm M. Schmitt: Bekommt Carls-Ruhe eine Universität?
G. A. Schott: Die Schlacht bei Karlsruhe

Lob der Natur

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

* Gottfried Keller

Unter der Tonkunst schwillt das Meer unsres Herzens auf wie unter dem Mond die Flut.

* Jean Paul

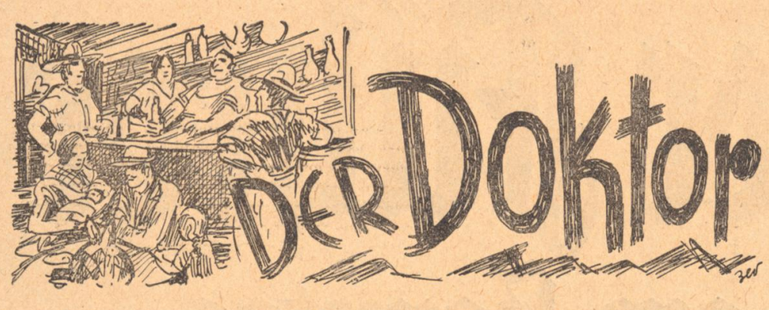
Nur die Natur ist redlich! Sie allein liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest, wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen des Lebens unstet treibt.

* Friedrich Schiller

Und frische Nahrung, neues Blut
saug' ich aus freier Welt;
wie ist Natur so hold und gut,
die mich am Busen hält! Wolfgang Goethe

*

Auf jedem Blatt steht groß geschrieben:
„Der Geist der Lieb' durchweht die Flur!"
Auf jedem Blatt steht: „Lieben! Lieben!"
Als Offenbarung der Natur. Hermann Rollet



Von Hans Friedrich Blunck

Dann kam der letzte Schub der neugeworbenen Arbeiter ins Quartier. Es waren die Müden, die auf dem Wege über das heiße Kampfland in kleinen Gruppen zurückgeblieben waren und die nun spät abends erschöpft anrückten, nur bedacht, sich irgendwo niederzuwerfen. Mit dumpfem Schlag ließen sie im Schuppen ihre Bündel auf den ameisenzerfressenen, ungezieferwimmelnden Boden fallen; wenige nur taten noch die Schritte zur Schänke, um zu hören, was es am andern Tag gäbe.

Der Doktor war unter ihnen. Er wußte: noch einige Tage der Anstrengung wie diese letzten und es war mit ihm zu Ende. Aber gerade das zwang ihn, sich wachzuhalten; zäh raffte er sich auf und suchte sich mit den schweren Schritten, die er in den Kaschemmen der europäischen Häfen gelernt hatte, zur Schankstube hinüber. Er mußte etwas trinken; sein Herz setzte aus, übermüdet, erschöpft von dem langen Weg, den diese in allen Schenken Europas geworbenen Bahnarbeiter von der Küste ins Hochland hatten wandern müssen. Auch wollte er sich umhören, seit der Ueberfahrt versuchte er sich damit zu retten, daß er seine Kunst anbot. Niemand glaubte ihm jedoch, daß er einst studiert hatte, daß er als junger Arzt begehrt gewesen war, ehe der furchtbare Sturz kam, der ihn unter diese Angeworbenen warf. Jeder der Männer, jeder vierte oder fünfte behauptete ja, etwas Besonderes gewesen zu sein. Er solle sich ausweisen, hatte der Vorarbeiter kurz geantwortet, dann wolle er es der Gesellschaft melden. Bis dahin müsse er die Fahrt abverdienen wie die anderen auch. Aber er wußte, daß er mit seiner Kraft zu Ende war.

Es waren vorwiegend Deutsche, die in dieser Schar Streckenarbeiter zum Hochland gingen. Die Franzosen schieben ihre verlorenen Haufen in die Kolonien ab und die Engländer gehen nicht mehr aus ihrem Land, sie sind zu vorsichtig, um sich in die weite Welt anwerben zu lassen. Gut war es, daß die armen Geworbenen auf ihrem Weg Gruppen von Landsleuten trafen, mitleidige Siedler, Estancieros und Händler, die ihnen halfen. Auch der Wirt, der hier oben am Ausgangspunkt der neuen Bahnlinie eine hölzerne Baracke mit Wellblechdach errichtet hatte, war irgendwo aus der Heimat. Er war aber schon länger im Lande, man hörte es an der Art, wie er mit dem Regierungsingenieur über die Unterkunft der Leute verhandelte, auch war er ein Kerl, der seinen Vorteil wahrnahm. Aber er war nicht hochmütig wie die einheimischen Wirte und voll Freundlichkeit, wenn er mit seiner taubstummen Frau, die im hinteren Teile der Schankstube briet und wirtschaftete, einige Zeichen wechselte.

Der Doktor war an den Schanktisch getreten. Er kramte seine Taschen um, legte kleine schmutzige Scheine auf den Tisch und verlangte Branntwein von Zuckerrohr. Die Knie zitterten ihm, er kroch mit Mühe auf einen der drei hochbeinigen Böcke. Neben ihm unterhielt sich der lange Schweizer Vorarbeiter mit dem Wirt; die meisten Leute scheuten sich, in seine Nähe zu kommen, gewöhnlich hatte er eine Zurechtweisung oder einen Auftrag bereit.

An diesem Abend schien er guter Laune zu sein. „Ist dir wohl sauer geworden, Junge?" fragte er, als der Doktor gierig das große Glas Branntwein hinuntergoß. Er sprach seine Schweizer Mundart, der Wirt wiederholte die Frage.

„Jaja, verdammt sauer", nickte der Doktor. Er mußte dabei überrascht auf den Mann sehen, der das Wort wiederholt hatte; sonderbar ist es immer, wenn man draußen die Mundart seiner Landschaft plötzlich durchklingen hört. Er wollte auch nachfragen, sah spähend in das stoppelige Wirtsgesicht.

Der Schweizer unterbrach ihn. „Er will Doktor sein", lachte er, „aber ich weiß wohl, sie haben alle Angst, nachdem es mit der Arbeit ernst wird".

„Naja", tröstete der Wirt, „wenn man erst über die erste Zeit hinweg ist —"

Wieder mußte der Doktor fast erschrocken aufblicken. Er kannte die Stimme, und plötzlich, als käme ein Schwindel über ihn, erinnerte er sich, wer dieser Wirt war, hatte er seine letzte Schulzeit vor Augen. In einer kleinen thüringischen Stadt war es, die Primaner kneipten in einem verbotenen Wirtshaus unten an der Saale. Und dieser Mann — sein Blick fragte zum Herd hinüber, ja, auch die Wirtin war da! Scham wollte sich seiner bemächtigen, er schwankte einen Augenblick, fürchtete erkannt zu werden und hoffte zugleich in halber Verzweiflung einen Zeugen zu haben, der ihn retten könnte. Dieser Mann und die Frau waren nach einer schlimmen Sache bei Nacht und Nebel davongegangen. Ein Kind hatten sie — fiel ihm ein — es kam ins Waisenhaus; er hatte es sogar einmal behandelt.

„Na, was ist los?" fragte der Schweizer und stieß ihn an, „geh doch schlafen, Mensch!"

Der Doktor merkte mit Erschrecken, daß er eben am Tisch halb übergesunken war. Er raffte sich auf und schob sein Glas zu neuem Einschenken hinüber. Der Wirt wartete noch, er wollte erst Geld sehen.

Mit zitternden Fingern kramte er wieder einen von den kleinen beklebten Scheinen aus der Tasche. „Wenn du wahrhaftig ein Doktor bist", brüllte ihm der Vorarbeiter ins Ohr, „dann halt dich doch zusammen, wie soll man's dir sonst glauben?" Er war nach dem Schnaps in guter Stimmung, auch war er seiner Sache nicht ganz sicher. Die Gesellschaft suchte Streckenärzte hier oben; wenn sich als richtig erwies, was dieser Mann redete, wollte er es mit ihm nicht verdorben haben. Aber der Angeredete kümmerte sich kaum um seinen Rat. Er hatte den eingefallenen Blick starr auf den Wirt gerichtet. „Bist du", fragte er und die Not war größer als alle Scham vorm Vergangenen — „bist du nicht von der Saalefähre? Kennst mich noch, Benzin?" Er versuchte zu lächeln, ihm fiel nur noch der Spitzname des Wirts ein. „Kennst mich denn nicht?"

Der Angeredete schüttelte gleichgültig den Kopf.

„Kann schon sein, sind allerhand Jahre darüber hingegangen. Und was ist mit deiner Frau? Sie war doch ein gesundes Weib damals!"

„Hat das Wort und Gehör verloren", sagte der Wirt kurz, „hat einen Schreck gehabt, als im Lager das Dynamit hochging." Seine Augen drohten ärgerlich, er wollte nicht an den Grund seiner Flucht erinnert werden. „Wer willst du sein?"

Aber der Doktor wußte längst, wie man es damit hielt. „Hörte schon, du hättest damals verkauft und bist ausgewandert, Benzin. Ich war als Primaner bei euch — Franz Jentsch heiße ich — bin als Student nochmal gekommen. Weißt noch, ihr hattet da einen Unbekannten aufgefischt, ich sollte ihn für die Klinik besehen —" die Erinnerungen kamen eine nach der anderen in ihm auf; der Arzt spürte, das Schicksal gab ihm die letzte Gelegenheit, sich der tropischen Arbeit zu entziehen. „Weißt du's noch, sicherlich weißt du's noch."

Der Wirt wiegte den Kopf: „Ich weiß, daß da mal ein Unbekannter antrieb" — er kniff die Augen zusammen — „und meinen Namen hast du auch richtig genannt. Aber da haben viele von den jungen Herrn bei mir gezecht. He!, rief er, um sich zu vergewissern und machte einige Gebärden nach der Küche. Ein Mädchen stieß die Frau an. Sie kam, ein verhärmtes Gesicht, die Haare wild und strähnig über der Stirn.

Der Wirt machte der Stummen wieder einige Zeichen, wies zu dem Mann vorm Schenktisch, ein wenig spöttisch und ungläubig. Er wußte noch nicht, was er von diesem Fremden zu halten hatte und wollte nichts anerkennen, ohne Vorteil davon zu haben. Aber als die Frau den Fremden, noch gereizt über die Abhaltung, ansah, kam plötzlich Leben in ihren Blick. Wie ein Lächeln des Erkennens zog es über ihr Gesicht, sie schlug die Hände zusammen und stieß einen dumpfen Laut aus. Der Wirt hatte den Namen auf den Tisch geschrieben, sie blickte darauf und nickte eifrig mit dem Kopf.

Aber es war, so schien's, nicht allein der Name dieses Fremden, der sie anging. Ihre Hände begannen zu zittern vor Erregung, etwas Machtvolles bedrängte die Taubstumme. Immer eindringlicher wurde sie, ein verzweifeltes Aufdrängen, das nicht zu Wort gedieh, beherrschte ihre Gebärden. Sie griff nach dem Bleistift und versuchte, eine Frage aufzuschreiben, aber die Arme zitterte zu sehr vor Ueberraschung oder Erwartung. Dabei wurden ihre Augen übergroß, der Mund sprang gähnend auf. Und plötzlich, aus der furchtbaren Ohnmacht einer vergeblichen Frage, in einem lauten Aufschrei stieß sie ein Wort heraus, rief die Stumme jäh mit harter tönender Stimme: „Jentsch ist es —" Und dann schüttelte sie wirr den Kopf, Schaum auf den Lippen: „Mein Kind, Jentsch" — schrie sie aus ihrer Mutterangst, „was macht mein Kind?"

„Dem Kind ging es gut", sagte der Doktor hastig, „als ich es zuletzt sah, einige Jahre ist es her, war es schon in der Schule."

„Frau", heulte der Wirt, er packte mit beiden Händen ihre Arme, wie um sich zu vergewissern, daß sie in Wahrheit vor ihm stand: „Frau, du sprichst ja!"

„Das Kind", rief sie noch einmal, mit dumpfer, wiedergewonnener Stimme, ihrer selbst kaum bewußt, „er hat es gesehen, es geht ihm gut!"

„Verdammt, Doktor, nun brauchst du keine Papiere", knurrte der Schweizer, sah mit halboffenem Mund von der Frau auf den Arzt und schob ihm wohlwollend seine Hand auf die Schulter.

Der Wiesenstrauß /

Erzählung von Hans Gäfgen

Ein lichter Sonntag stand über Schwaben.

Die Schwalben zogen ihre Kreise über Schloß Solitude, durch dessen weit und prächtig sich dehnende Gärten der Garteninspektor Johann Kaspar Schiller in rechtem Feiertagsbehagen schritt.

Da und dort schnitt er eine Blume, eine Nelke, ein wenig Flieder, eine frühe Rose, so daß er bald einen Strauß, wie ein buntes Fähnlein, in der Rechten trug.

Für Frau Elisabeth waren die Blumen bestimmt.

Sie sollte eine Freude haben, wenn sie spät am Abend zurückkehrte aus Stuttgart, wohin sie in dieser frühen Morgenstunde unterwegs war, wieder einmal den Sohn zu besuchen im strengen Gebundensein der Akademie des Herzogs.

Frisch und rüstig ging sie des Weges, und ihr Mutterherz sang in der Vorfreude auf das Wiedersehen mit dem Kinde um die Wette mit den Lerchen, die aus den Feldern aufstiegen und am Himmel hingen zahllos, wie ein Glockenspiel, angeschlagen zu Gottes Ehre.

Fast unbewußt tat Frau Elisabeth das gleiche, was droben im Park zu Solitude der Herr Intendant in dieser Stunde tat: Sie pflückte Blumen: Blasses Wiesenschaumkraut, Knabenkräuter, die violett schimmerten, und alle die anderen zarten Gebilde, die auf deutschen Wiesen wachsen und blühen, wenn es Frühling ist und leuchtende Zeit.

Bei jeder Blume, die sich dem Strauße zugesellte, dachte sie an den Sohn.

Mit jeder Blüte verband sich eine Bitte für sein Wohlergehen.

Der Weg erschien ihr noch nie so kurz, wie heute, und so erschrak sie fast, als sie plötzlich vor dem Tor der Akademie stand und die Wache barsch nach ihrem Begehr fragte.

„Zu meinem Sohn möchte ich, Herr Soldat", sagte die stille Frau in unverfälschtem Schwäbisch", zum Karlsschüler Johann Christoph Friedrich Schiller".

Da trat der Posten zur Seite und ließ sie ein, und sie schritt durch die hallenden, nüchternen Gänge zur Kammer, wo der Sohn hauste mit ein paar Kameraden, die heute fort auf Urlaub waren.

Mutter und Sohn umarmten sich schweigend.

Sie waren ganz still vor Freude, und in Frau Elisabeth mochte auch wieder der Schmerz aufkeimen, als sie den Sohn in der Uniform der Akademie vor sich stehen sah, der Schmerz darüber, daß sie ihren Herzenswunsch hatte begraben müssen, den Sohn einmal als Geistlichen auf einer schwäbischen Kanzel predigen zu hören.

Dann aber riß sie sich zusammen, sie war ja eine tapfere Frau, die das Leid zu bannen wußte: „Wie geht's Fritz? Bist gesund und wohlauf? Tust allerwege Deine Pflicht und vergißt auch nicht den Großen, Ewigen droben?"

Schiller stand immer noch schweigend.

Sollte er der Mutter erneut sagen, was er ihr so oft schon anvertraut hatte, daß er unglücklich war, daß er sich nach Freiheit sehnte, um die Flügel regen zu können, hinaus in Täler und Wälder, weit, weit vom grauen, lastenden Gemäuer der Karlsschule, die ihm den Atem benahm, die ihn ersticken ließ, ihn und seine leise sich regende Kunst?

Nein, nein, er wollte schweigen, er freute sich ja, daß sie gekommen war, die treue gute Mutter, vier Stunden Weges hatte sie nicht gescheut, um ihn ein paar Stunden zu sehen, mit ihm zu sprechen, ihm Grüße zu bringen vom Vater, von den Schwestern.

Und da erzählte sie auch schon von zu Hause, vom Schloß, vom Garten, von den Hunden und den Blumen.

Sie packte aus, was sie ihm mitgebracht: Ein paar Leckereien, eine kleine Flasche Wein...

Und ganz zuletzt hielt sie ihm den Strauß hin, den bunten Wiesenstrauß.

„Lerchenlieder sind darin und dunkler, warmer Amselsang, und noch etwas habe ich hineingewunden, viele, viele, gute Wünsche für Dich von Deiner Mutter. Und wenn der Duft der Blume um Dich ist, dann werde ich bei Dir sein Dich stark machen und froh."

In ein Wasserglas stellten sie den Wiesenstrauß, und dann saßen Mutter und Sohn auf den Schemeln der Kammer und hielten innige Zwiesprache...

Trommelwirbel.

Die Wache trat unter's Gewehr.

Schwere Schritte durchdröhnten die Gänge.

Eine rechte Laune des Herzogs, am Sonntagnachmittag vorzufahren und die Akademie zu visitieren, nachzuschauen, ob keiner der Zöglinge unerlaubten Besuch habe, ein sogenanntes Fräulein Cousine und dergleichen . . .

Die Tür ward aufgerissen.

Mutter und Sohn sprangen auf und neigten sich tief.

Karl Eugen stand vor ihnen: „Verzeihung, ich wollte nicht stören; es ist gut . . ." Da fiel sein Blick auf die Blumen, seine Augen verfinsterten sich: „Was soll das, Schiller? Weiß Er nicht, daß ich solchen Tand nicht dulde in meiner Akademie, solchen Weiberkram, der sich schickt für zarte Mademoiselles, aber nicht für Männer?"

Und schon schritt der Herzog auf den Strauß zu, ihn zu ergreifen und hinauszuwerfen durch's frühlingsoffene Fenster.

Da trat Frau Elisabeth ruhig auf Karl Eugen zu: „Verzeihung, Durchlaucht, ich habe die Blumen gebracht; sie sollten meinem Sohn ein wenig Kraft und Freude geben in diesem kalten, harten Raume, in diesem kalten, harten Leben. . ."

„Was untersteht Sie sich, zu sagen, mir, dem Herzog?"

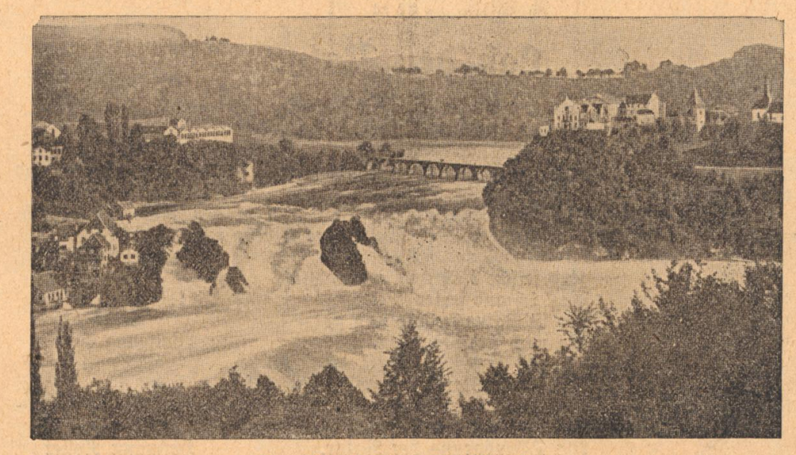
„Nur das, Durchlaucht, was mir das Herz, mein Mutterherz, zu sagen gebietet, und das kann wohl kein Unrecht sein . . ."

„Sie ist eine tapfere Frau" sagte der Herzog leise nach einer Weile des Besinnens, „Bin's nur nicht gewohnt, daß man mir sagt, was man denkt. Stände besser um mich, wenn's alle so hielten, wie Sie, Frau Intendant. Bringen Sie Ihrem Sohne Blumen, wenn es Ihr beliebt. Sie hat Recht, ein wenig Duft und Sonne kann diesen kalten Mauern nicht schaden. Leb' Sie wohl, leb' Er wohl, Schiller, kann stolz sein auf seine Mutter, hat gewagt, dem Herzog die Wahrheit zu sagen, das wird der Herzog nicht vergessen. . ."

Der schwere Schritt auf dem Grang verhallte.

Arm in Arm standen Mutter und Sohn.

Und im Glase dufteten die Wiesenblumen süß und schwer und sahen im Schein, der goldenen hereinflutenden Abendsonne aus, wie ein köstlicher, bunter Edelstein, gewachsen im Grunde der deutschen Heimat.



Der Rheinfall bei Schaffhausen

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 23 — 10. Juni 1934

Im Turnier um die Meisterschaft von Deutschland

hat sich noch einmal die alte Garde durchgesetzt, aber die Jungen sind bereits bedenklich nahe gerückt und haben sich durchweg als beachtliche Gegner erwiesen. Der zäheste der Zügen Bankdirektor Carls-Bremen, der unentwegte Vorkämpfer der Bremer Schule, der als Anziehender nur 1. c2—c4! kennt, nahm von Anfang an die Spitze und behielt sie die ganzen 17 Runden hindurch bei, eine prächtige Leistung! Die Abgeklärtheit des erfahrenen Turnierspielers, des in tausend Schlachten Erfahrenen spiegelt sich in seinem Stil wieder. Er hat Zeit in seinen Partien. In der Eröffnung kleinste Vorteile sammelnd versteht er diese in einem meisterhaft geführten Endspiel in Gewinn umzuwandeln. Ein ganz anderer Typ der Zweite, Reinhardt-Hamburg. Ein ewiger Stürmer und Dränger, er kennt kein Piano, nur Fortissimo. 12 Siegen stehen 5 Niederlagen gegenüber! Keine Remise! Den wichtigen 3. Platz errang sich unser süddeutscher Vorkämpfer, der erst in der 2. Hälfte des Turniers zur Spitze vorstoßen konnte. Diese drei Spieler sind für die nächste Meisterschaft von Deutschland ohne weiteres teilnahmeberechtigt, alle andern müssen erst wieder durch das Feuer der Zonenturniere gehen. Anschließend bringen wir zwei Partien der beiden Ersten.

Bremer Partie

Weiß: Carls
Schwarz: Schmitt

1. c2—c4 Sg8—f6 2. Sb1—c3 e7—e6 3. e2—e4 d7—d5 4. e4—e5

Auf 4. cd5: ed5: 5. e5 könnte Se4! folgen, das von Helling in Pyrmont 1933 gebrachte chancenvolle Bauernopfer.

4. . . . d5—d4 5. e5×f6 d4×c3 6. b2×c3 Dd8×f6 7. Sg1—f3 Sb8—d7

Besser geschah c5, oder sofort b6 nebst Lb7.

8. d2—d4 h7—h6 9. Lf1—d3 c7—c6 10. Dd1—e2 Lf8—d6 11. a2—a4 b7—b6

Es ist für schwarz schon schwer, eine brauchbare Fortsetzung zu finden. Der Textzug kommt den Anrempelungsabsichten des weißen a-Bauern entgegen, aber die Rochade verbietet sich wegen De4 und Züge wie De7 vermögen auch nicht zu befriedigen.

12. 0—0 Lc8—b7 13. a4—a5 Df6—d8 14. a5—a6 Lb7—c8 15. Tf1—e1 Dd8—c7 16. h2—h3 Sd7—f6

Schwarz mußte nun rochieren, komme was da wolle.

17. Sf3—e5 Ld6×e5 18. d4×e5 Sf6—d7 19. De2—g4 g7—g6?

Notwendig war Kf8. Der statt dessen gewählte Zug gestattet dem Gegner eine elegante Entscheidung.

20. Ld3×g6! Sd7×e5

Auf fg6: war Dg6:†, Kd8, Dg7, Te8, Lh6: geplant; die Drohung Lg5† ließe sich dann nur mit dem traurigen Zuge Dd8 parieren. — Ganz schlecht wäre Tg8 wegen De6:†.

21. Dg4—g3 f7×g6 22. Te1×e5 Dc7—g7 23. c4—c5 0—0 24. Lc1—e3 Tf8—f5 25. Le3—d4 Dg7—f7 26. Te5×f5 Df7×f5

Schwarz muß nun auch noch das Eindringen der weißen Dame zulassen, denn schlägt er mit dem Bauern, käme De5.

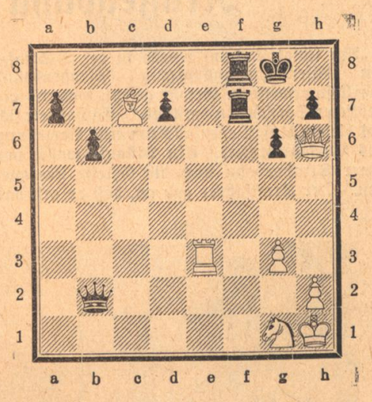
27. Dg3—c7 Df5—f7 28. Dc7×c6 Ta8—b8 29. c5×b6 Lc8—d7 30. b6×a7! Aufgegeben.

Mit Recht, denn auch Tb1†, Tb1:, Lc6:, Td8†, Df8 bringt keine Rettung wegen Lc5! Carls hat diese Partie sehr gut gespielt, aber Schmitt ist gegenüber dem Salzbrunner Turnier 1933 nicht wiederzuerkennen.

Unregelmäßige Eröffnung

Weiß: Reinhardt
Schwarz: Dr. Lachmann

1. Sf3 Sf6 2. c4 e6 3. g3 d5 4. b3 c6 5. Lg2 Ld6 6. Lb2 De7 7. 0—0 e5 8. d3 0—0 9. Sbd2 Te8 10. Dc2 Sbd7 11. Tad1 La3 (schwerwiegender Tempoverlust. Besser war Sf8). 12. Ta1 Ld6 13. cd5: cd5: 14. e4 Sf8 (nötig war d4) 15. ed5: Lg4 16. Tde1 Tac8 17. Db2 Sg6 18. Sc4 Lb4 zu folgender Stellung:



Weiß brachte ein hübsches Qualitätsopfer:

19. Sfe5:! Le1: 20. Sg4: b5

Etwas mehr Verteidigungschancen scheint Sb5 zu bieten.

21. d6! De6 22. Sf6:† gf6: 23. d7! bc4: 24. dc8:D Dc8: 25. dc4:

Eine Ueberstürzung wäre Df6:, c3!

25. . . . Df5 26. Df6: Df6: 27. Lf6: a5 28. c5 h5 29. c6 Aufgegeben.

Die Welt badet / Andere Länder, andere Sitten

Für den Durchschnittsmenschen bedeutet ein Bad ein warmes, dampfendes, vielleicht etwas duftendes Wasser, Seife und viel Wassergeplansche, dem das angenehme Gefühl von in der Wanne faul ausgestreckt liegen folgt. Das ist für unsere Art des Denkens im allgemeinen ein Bad und die lohnendste Form der Reinlichkeit. Aber es gibt — und manchmal gar nicht so weit entfernt von uns — Menschen, die ihren Wunsch nach Reinlichkeit auf sehr primitivere Weise befriedigen, und wieder andere, die den Begriff Reinlichkeit sehr viel strenger als wir fassen. Ja, die Welt sucht Reinlichkeit auf verschiedenen Wegen!

Ich erinnere mich, einmal vor einigen Jahren im Hotel einer französischen Provinzstadt ein Bad verlangt zu haben. Der Geschäftsführer freute sich offenkundig, beweisen zu können, daß der Komfort seines Hotels auch besonders verwöhnten Ansprüchen genüge. Jedenfalls antwortete er nicht ohne Stolz, daß sein Hotel für solche Fälle gerüstet sei. Ich war angenehm berührt und erwartungsvoll. Man führte mich in einen Raum, in dem nackte vier Wände die moderne Sachlichkeit predigten. Nicht ein einziges Möbelstück unterbrach die Einheitlichkeit dieses Stiles. Nicht einmal ein Nagel zum Aufhängen der Kleider war vorhanden. In der Mitte des Raumes stand eine altmodische Sitzbadewanne, in die unter Aufsicht des Managers je ein Eimer mit kaltem und ein Eimer mit heißem Wasser geschüttet wurden. Angesichts des befriedigten Blicks des Geschäftsführers bekam ich es nicht über mich, zu protestieren. Wie ich später aus meiner Rechnung ersah, war dem ungewohnten Badeluxus leider eine Extraposition eingeräumt, die zu der Bescheidenheit des Bades in umgekehrtem mathematischem Verhältnis stand.

Der Gegensatz hierzu: Japan. Hier ist das tägliche heiße Bad eine Selbstverständlichkeit auch für den Arbeiter. In Tokio gibt es tausende von öffentlichen Bädern, in denen man für ein paar Pfennige ein ausgezeichnetes Bad nehmen kann. In geräumigen, peinlich sauber gehaltenen, mit Kacheln ausgeschlagenen Badeanstalten nimmt man mit anderen zusammen, völlig nackend, sein heißes Bad. Das erste Mal bekam ich einen roten Kopf, als eine junge weibliche Angestellte mir das Angebot machte, mir in diesem Zustande den Rücken zu schrubben. Doch ein Blick auf meinen Nachbar, der bei der gleichen Prozedur völlig uninteressiert seine Zeitung las, gab mir meine Unbefangenheit wieder.

Auch Indien ist ein Land, in dem Waschen und Baden eine große Rolle spielen. Schon die ersten Laute des Morgens, nachdem der Muezzin die Gläubigen zum Gebet gerufen hat, sind die des Wassergeplätschers in dem unter freiem Himmel befindlichen Bad der Eingeborenen. Ich war am Ganges unten bei den „Ghats" (breite Treppen, die zum Wasserspiegel hinabführen) mit Tausenden anderer zusammen, die ihre Sünden wegwuschen und sah, wie keine 10 Meter entfernt von mir ein Mensch durch ein Krokodil unter Wasser gerissen wurde. Wenn ein toter Körper an den Badenden vorbeigleitet, so blickt man ihm von Neid erfüllt nach, denn wie glücklich ist ein Mensch, der an dem breiten Busen der „Mutter Ganga" seinen letzten Seufzer aushauchen darf.

Den Gedanken an Norwegen verbindet man gewöhnlich nicht mit dem Gedanken an kalte Bäder zur Winterszeit. Und doch habe ich vor Jahren dort ein Schneebad genommen, das mich gesund und frisch, den ganzen Körper von einem intensiven Wärmegefühl durchpulst, zurückließ. Es war im Januar, und als man mich fragte, ob ich mich nicht an einem gemeinsamen Bade im Schnee beteiligen wolle, gab ich nur zögernd meine Zustimmung. Nur mit Unterhosen bekleidet, gingen wir ins Freie und rieben uns gründlich die Glieder mit Schnee ein. Danach gab man uns Rutenbündel in die Hand und nun schlugen wir mit aller Inbrunst gegenseitig auf einander los, bis die Wärme unsere Haut prickeln ließ und unserer Körper glühten. Selten habe ich mich nach einem Bade so durchwärmt und erfrischt gefühlt, wie nach dieser „kalten Abreibung". Der Brauch derartiger Schneebäder ist ein uralter und überall in Norwegen sehr verbreitet. Das Schlagen durch Ruten nach vorheriger Abkühlung regt die Tätigkeit der Haut in besonderem Maße an, und man darf nicht vergessen, daß die Haut der Hauptausgang für alle Körpergifte ist. Ihre beneidenswerte körperliche Frische und Gesundheit haben die Norweger sicher zum guten Teil der Sitte der Schneebäder zu verdanken.

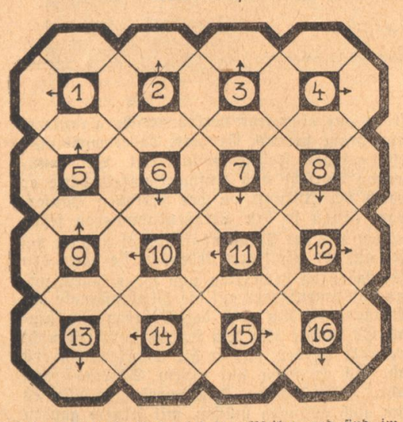
Ich habe in den heißen Quellen des Tongariro-Gebietes in Neuseeland gebadet, in den Schlammwassern des Tigris, in den von Krokodilen verseuchten Gewässern des Amazonenstroms und in „Graafs Teich" in Kapstadt. All diese sicher nicht alltäglichen Bäder aber werden durch ein Bad, das ich in Chikago im Hause eines mehrfachen Dollarmillionärs nahm, in den Schatten gestellt. Das Badezimmer enthielt zwei eingelassene Badewannen, eine aus Jade und eine aus Lapislazuli, beide in gleichem Maße verlockend. Eine war mit Eiswasser, die andere mit heißem Wasser gefüllt. Es gab keine Handtücher, aber liebliche, warme, leicht parfümierte Luft umspülte meine Glieder, wenn ich auf einen Knopf drückte. Nach diesem Bade — erst heiß, dann kalt — das wirklich einen erlesenen Genuß darstellte, standen mir die Dienste eines Masseurs zur Verfügung.

Wenn ich von den Masseuren spreche, überkommt mich stets ein leichtes Gruseln. In Gedanken erlebe ich dann immer noch einmal eine Szene, die sich in Algeciras abspielte, wo ich als Gast eines Scheiks weilte. Nach einem mit Rosenessenz parfümierten Bade legten mich zwei riesige Eunuchen auf eine Marmorbank, rieben mich vom Kopf bis zu Füßen mit Sandelholzöl ein und massierten mich mit Händen, die einer 50 Pfund schweren Eisenwalze ähnelten. Ich war ein willenloses Werkzeug unter dem Druck dieser Walzen. Nach etwa 10 Minuten Massage badeten sie mich noch einmal und steckten mich zum Schluß in seidene Gewänder. Nein, nein, nie wieder in Algerciras baden!!

H. D.

Rätsel-Ecke

Wabenrätsel



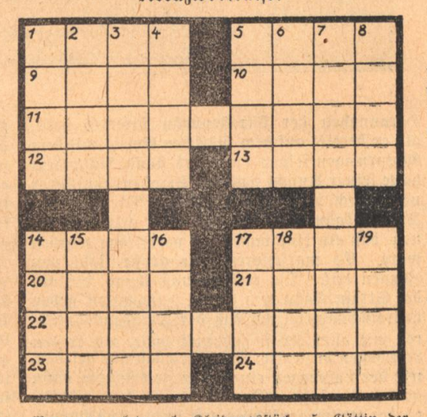
Die Wörter beginnen bei den Pfeilen und sind im Sinne des Uhrzeigers zu lesen. Sie bedeuten: 1. Rhythmische Bewegung, 2. Teil des Kopfes, 3. halbflüssige Nahrung, 4. Planet, 5. Beißwerkzeug, 6. Kleiderbesatz, 7. Blutbahn im Körper, 8. Fischfett, 9. militärische Kopfbedeckung, 10. spanischer Strom, 11. Teilzahlung, 12. elektrische Maßeinheit, 13. Aehrenstengel, 14. junger Wein, 15. wohlriechende Blume, 16. Hebevorrichtung für Lasten.

Silbenrätsel

a a a as bat bold bus das de di di do dolf e e e ef fek fi gi go han hor i in je ke ken ko ko la le lei lev li men ment mi na net nin non pa re re ri strich tan te te ten ter u vec vis za.

Aus vorstehenden 56 Silben sind 19 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden 1. Papierstreifen zum Anzünden, 2. Apfelart, 3. andere Bezeichnung für Wertpapiere, 4. karpfenartiger Fisch, 5. Redekampf, 6. gepflasterter Flußboden, 7. Stadt in Frankreich, 8. Meldung von etwas Geschehenem, 9. Gerbstoff, 10. geometrische Bezeichnung, 11. Stadt in der Schweiz, 12. anderes Wort für Prüfung, 13. Jagdruf, 14. thebanischer Feldherr und Staatsmann, 15. griechisches Epos, 16. wohlriechende Blume, 17. Reckgeist, 18. Truppenteil, 19. männlicher Personenname. Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Kleidungsstück, 5. Göttin der Kunst, 9. Grenzgebirge, 10. Hochland in Vorderasien, 11. männlicher Personenname, 12. Nebenfluß der Elbe, 13. Schwimmvogel, 14. weiblicher Personenname (Koseform), 17. abgeschlossene Gruppe, 20. Nichtfachmann, 21. Planet, 22. Truppengattung, 23. weiblicher Personenname, 24. Buch der Bibel. — Senkrecht: 1. Feldmaß, 2. Gouvernement und Stadt in Rußland, 3. italienische Insel, 4. wie 12 waagerecht, 5. Sprenggeschoß, 6. Metall, 7. Stadt in Spanien, 8. größere Wegstrecke, 14. Wasserpflanze, 15. törichter Mensch, 16. deutsche Universitätsstadt, 17. andere Bezeichnung für Vortrag, 18. Teil des Auges, 19. Stadt in Thüringen.

Auflösungen

Kreuzworträtsel:

a) 1 Seil, 4 Main, 7 Nagel, 8 Hand, 10 Sekt, 12 Eis, 13 Elen, 15 Eber, 17 Baer, 19 Tang, 21 Hai, 22 Eule, 24 Garn, 26 Eifel, 27 Eden, 28 Riga; — b) 1 Sohle, 2 Inn, 3 Laden, 4 Messe, 5 Ale, 6 Natur, 9 Allgaeu, 11 Koerner, 14 Ehe, 16 Boa, 17 Biene, 18 Rhein, 19 Tiger, 20 Genua, 23 Lee, 25 Ali.

Bilderrätsel: Nordhausen.

Dreieckrätsel:

Man beginnt unter der Gießkanne. Wenn man zuerst alle Buchstabengruppen über den einzelnen Dreiecken, dann über zwei und zuletzt die über drei Dreiecken liest, so ergibt sich der Text: Im kleinsten Raum pflanz' einen Baum und pflege fein, er bringt dir's ein.

Achtung - Kurve! / Von Jo Hans Rösler

Armleuchter hat ein Auto. Das Auto ist nicht groß, im Gegenteil, die kleine Karosserie ist mit Stecknadeln zusammengehalten und wenn der Wind bläst, fährt das Auto von alleine.

Armleuchter ladet Anton zu einer Fahrt ein.

„Steigen Sie ein, Anton!"

„Wo denn? Hier ist doch kein Platz für mich?"

Armleuchter lächelt:

„Massenhaft! Wenn Sie sich rechts hinten hineindrücken, den Kopf fest auf die Brust pressen, das linke Bein rechts heraushängen und das rechte Bein links unter Ihren Sitz verstauen und dann die Hände auf den Rücken legen — Sie werden sehen, wie bequem Sie da sitzen!"

*

Herrenfahrer fuhr durch den Botanischen Garten.

Rammte eine Birke. Der Wagen ging in Trümmer. Herrenfahrer las:

„Sibirische Birke. Eingeführt aus Omsk."

Brummt Herrenfahrer:

„Die hätten sie auch lieber dort stehen lassen können, wo sie war."

*

Vor dem Kaffee hielt ein Kleinauto.

Der Fahrer stieg aus.

Breitete, da es Winter war, schnell eine Decke über den Kühler.

Rief ein Junge:

„Zu spät, Herr — ich habe schon die Marke gesehen!"

*

Museum in Mannheim.

Liegt da eine Mumie. Arg zerfallen. Mit der Katalogzahl:

„I A 3345."

„Was bedeutet die Zahl?", fragt Emma.

Meint Erich:

„Sicher die Nummer des Autos, das ihn so zusammengefahren hat."

Annabella besucht die Autoausstellung.

Annabella stößt einen entzückten Schrei aus:

„Schau nur! Schau nur! Diesen Wagen muß ich haben!"

„Den großen Weißen?"

„Ja!"

„Unbedingt?"

„Diesen und keinen andern!"

„Warum?"

Seufzt Annabella selig:

„Ja siehst Du denn nicht die entzückende kleine Blumenvase darin?"

*

Artaxerxes hat sich ein Auto gekauft.

Auf Stottern. Jede Woche fünfzig Pfennige.

„Sind Sie mit Ihrem Wagen zufrieden?"

„Nein. Der ist viel zu schnell für mich!"

„Zu schnell? Wieso?"

„Passen Sie auf — der ist längst wo anders, ehe ich mit meinen Raten fertig bin."

*

Der Landgerichtsrat sprang in eine Autotaxe.

„Fahren Sie mich schnell zum Landgericht! Aber sehr schnell!"

„Jawohl, Herr Gerichtsrat."

Der Chauffeur wirft an. Zettelt los. Im Zehnkilometertempo.

„Schneller! Schneller!"

Der Chauffeur nickt und fährt langsam weiter.

„Schneller! Schneller!", klopft der Fahrgast nervös ans Fenster.

Der Chauffeur fährt sein langsamstes Tempo.

„Herr! Können Sie nicht schneller fahren?"

„Können schon. Aber nicht Sie!"

„Warum mich nicht?"

Der Chauffeur brummt:

„Weil Sie mich erst gestern wegen Zuschnellfahrens verurteilt haben!"

Eine Verkehrsunfall-Chronik in Wort und Bild

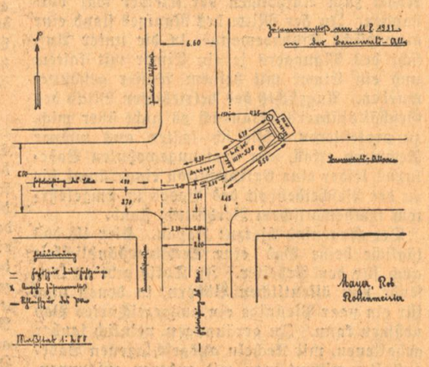
Das Vorfahrtsrecht

„Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wird gegen den XY. eine Geldstrafe von X Mark festgesetzt. Der Genannte wird beschuldigt, daß er den zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit auf öffentlichen Wegen und Plätzen erlassenen polizeilichen Anordnungen über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen zuwidergehandelt und in Tateinheit damit durch Fahrlässigkeit verursacht hat, daß ein anderer körperlich mißhandelt und an der Gesundheit geschädigt wurde, wobei er die Aufmerksamkeit aus den Augen setzte, zu der er vermöge seines Berufes — Gewerbes — besonders verpflichtet war. Er hat nämlich am (folgt Datum) in Karlsruhe bei der Fahrt durch die (folgt Straße) in östlicher Richtung mit seinem Lastkraftwagen an der Kreuzung der Xstraße mit der Ystraße einen aus südlicher Richtung durch die Ystraße fahrenden Personenkraftwagen das Vorfahrtsrecht nicht gelassen und seine Geschwindigkeit nicht so eingerichtet, daß er seinen Verpflichtungen Genüge leisten konnte. Dies hatte zur Folge, daß er den Personenwagen anfuhr, so daß der Personenkraftwagen umgeworfen und die Insassen verletzt wurden."

*

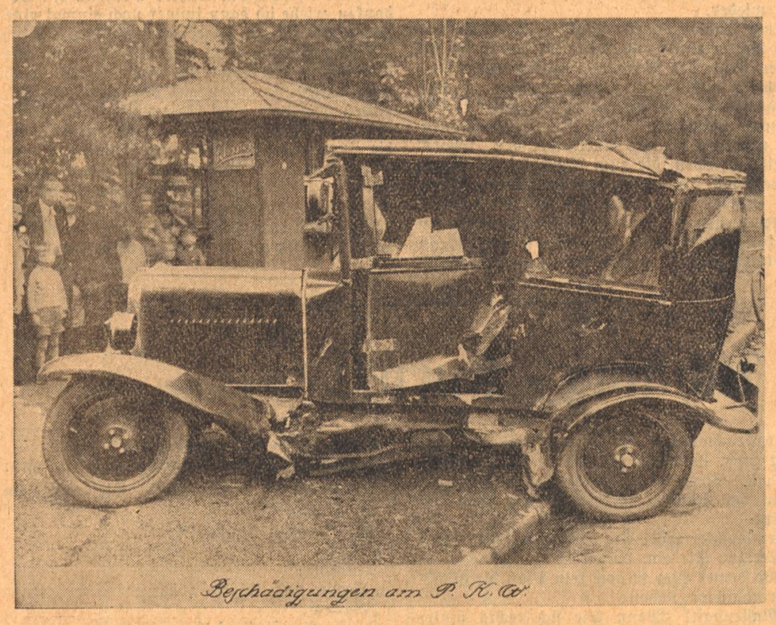
Dies ein Auszug aus einem Strafbefehl des Amtsgerichts Karlsruhe. Es handelt sich um keinen sehr schweren Fall, aber gerade darum ist er typisch für jene Vielzahl von Unfällen, die heute immer noch dem Kraftverkehr ihren Stempel aufdrücken. Wir haben nun in diesen Tagen eine Verkehrserziehungswoche in Baden und wir haben dies zum Anlaß genommen, in zwangloser Folge anhand von amtlichem Material einige besonders prägnante Beispiele zu erörtern und allen unseren Lesern, ob sie nun Kraftfahrer sind oder nicht, zum Studium zu empfehlen. Ganz wird sich jener Unsicherheitsfaktor wahrscheinlich nie ausrotten lassen, der in der menschlichen Unvollkommenheit seine letzte Quelle besitzt. Aber bei schärfster Konzentration aller am Verkehr Beteiligten müßte es sich doch ermöglichen lassen, die Zahl der Verkehrsunfälle auf ein Mindestmaß zu beschränken.

Unser erster Fall zeigt einen Moment, wie wir ihn häufig finden: Ein Personenwagen fährt — wie aus den damaligen Zeugenaussagen hervorgeht — in mäßiger Fahrt — 25 Kilo-

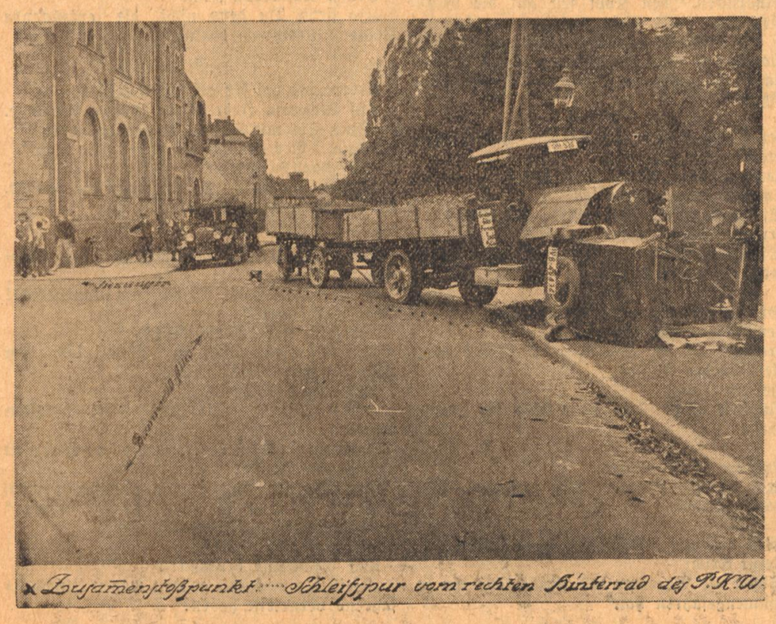


meter werden allgemein angegeben — auf eine Kreuzung zu. Erst kurz vor der Kreuzung, nachdem er Signal gegeben hat, bemerkt er einen Lastwagen, der von links in schneller Fahrt auf ihn zukommt. „Zum Anhalten oder Ausbiegen war für mich keine Zeit mehr; ich wollte nur noch Gas geben, aber in diesem Moment wurde ich schon von dem Lastwagen seitlich erfaßt, eine Strecke weit geschoben, wo dann unser Auto am Bordstein umkippte." Die Gegenseite — der Beifahrer des Lastwagenführers — sieht den Fall in etwas anderem Licht: „Auf einmal tauchte an der Straßenkreuzung von rechts kommend, ein Personenwagen auf. Das Auto fuhr in der Mitte der Straße. Wäre dieser Fahrer mehr rechts gefahren, so hätten sich die beiden Fahrer früher gesehen und hätten dann eher noch ausweichen können." Ein Zeuge: „Als ich beide Fahrzeuge sah, hatte ich schon das Gefühl, daß etwas passiere. Ich wollte dies sagen, aber schon waren die Fahrzeuge aufeinander gefahren. Der Personenwagen hatte ein mäßigeres Tempo als der Lastwagen." Ein weiterer Zeuge: „Als der Personenwagen noch 30 bis 35 Meter von der Kreuzung entfernt war, hörte ich Autosignale. Auf einmal tauchte von links ein Lastwagen auf. Als der vordere Wagen des Lastzugs in das Blickfeld kam, kam es auch unmittelbar darauf zum Zusammenstoß. Der Zusammenstoß erfolgte mitten auf der Kreuzung."

Der Fall lag durchaus klar. Zwar war auch der Lastwagen nicht gerade zu schnell gefahren, aber er hätte an dieser Kreuzung das Tempo so mäßigen müssen, daß er jedem von rechts kommenden Wagen das Vorfahrtsrecht hätte lassen können. Denn das Vorfahrtsrecht ist eine der Grundregeln der Verkehrsdisziplin. Wer sie nicht beachtet, gefährdet das Leben und die Gesundheit seiner Mitmenschen.



Beschädigungen am P. K. W.

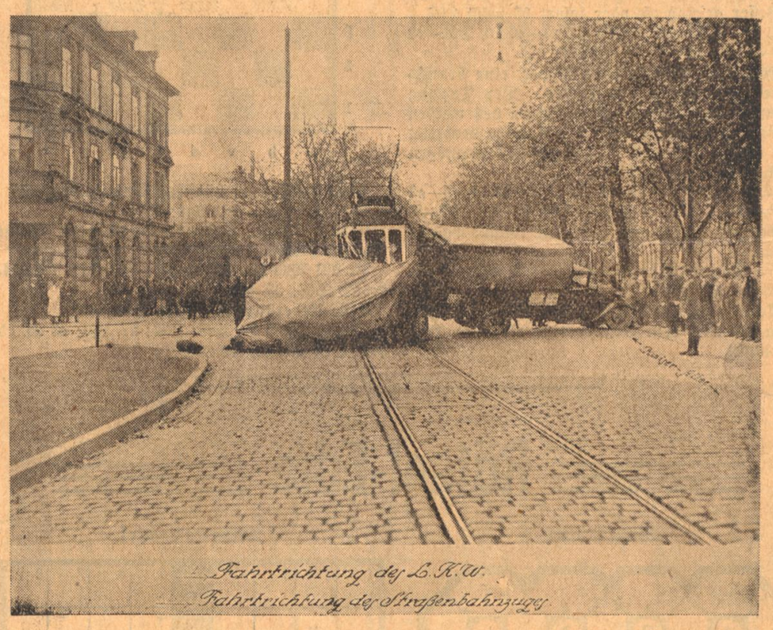


Zusammenstoßpunkt ····· Schleifspur vom rechten Hinterrad des P.K.W.

Straßenbahn und Lastwagen

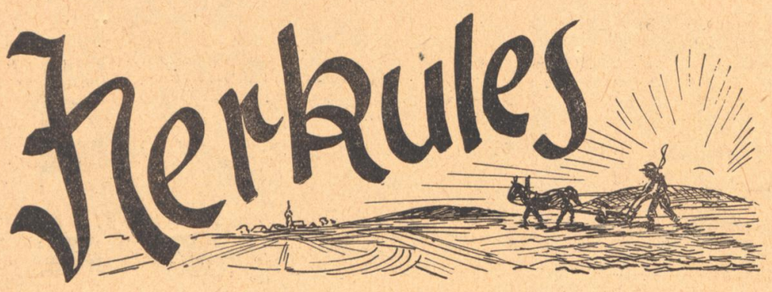
„Am (folgt Datum) wurde in der X-Straße ein Eisenbahntransportzug (Straßenbahn) fahrlässigerweise in Gefahr gesetzt, wodurch erheblicher Sachschaden entstand." Es handelt sich bei diesem Unfall ebenfalls um eine Verletzung des Vorfahrtsrechts. Ein Lastauto wollte vor einer Straßenbahn noch die Geleise überqueren. Der Kraftfahrer gab an, daß er erst das Herannahen der Straßenbahn bemerkt habe, als er bereits auf dem südlichen Geleis mit dem Motorwagen seines Lastzuges stand. Außerdem hätte seiner Ansicht nach der Straßenbahnführer noch durch rechtzeitiges scharfes Bremsen den Straßenbahnzug so zum Stehen bringen können, daß ein Zusammenstoß vermieden worden wäre. Es marschieren eine große Zahl von Zeugen auf. Die meisten von ihnen, die auf der Straßenbahn dem Unfall beiwohnten, geben übereinstimmend an, daß der Straßenbahnführer mit aller Kraft gebremst habe, als er den Lastwagen bemerkte. Sie haben fast alle gesehen, wie der Lastwagen eine kurze Zeit stoppte, dann aber weiterfuhr. Hier ist es nun sehr wichtig, ob der Lastwagenführer erst stutzte und stoppte, als er schon mitten auf den Schienen war, oder ob er dies schon tat, bevor er versuchte, die Schienen noch zu überqueren, denn in letzterem Falle hatte er ja den Straßenbahnzug schon vorher bemerkt und hatte — ihm das Vorfahrtsrecht nicht gelassen. Die weitere Behauptung des Lastwagenführers ging dahin: die Straßenbahn hätte den Zusammenstoß noch vermeiden können, wenn der Führer sofort gebremst hätte oder wenn die Bremsen in Ordnung gewesen wären. Denn die Bremsspur der Straßenbahn war ziemlich lang. Die erste Instanz schloß sich in gewissem Sinne diesen Folgerungen an und verurteilte sowohl den Kraftwagenführer wie auch den Straßenbahnführer. Der Einspruch, den beide aber gegen diesen Strafbefehl erhoben, brachte noch einige weitere Zeugen aufs Tapet und gleichzeitig wurde noch die Landeswetterwarte bemüht, denn es mußte eindeutig festgestellt werden, daß es an dem betreffenden Tage feucht war und gleichzeitig starker Laubfall herrschte, so daß die Schienen der Straßenbahn rutschig waren. Hierdurch erschwerte sich dann das Bremsen außerordentlich, aber nicht der Straßenbahnführer war schuld, sondern es herrschte hier eine Art höhere Gewalt.

Das wichtigste aber war folgende Feststellung wie sie sich aus den Urteilsgründen ergibt: Der Lastwagenführer fuhr aus einer Seitenstraße auf eine sehr verkehrsreiche Hauptverkehrsstraße heraus. Er hatte dabei wohl eine sehr geringe Fahrgeschwindigkeit. Bei genügender Vorsicht und Aufmerksamkeit hätte er jedoch bei Ankunft an der südlichen Häuserfront genau so den Straßenbahnwagen sehen müssen, wie der Straßenbahnführer und die bei ihm auf der Plattform stehenden Personen den Lastwagenzug bemerkten und sogar sahen, wie der Lastwagenfahrer auf die Glockensignale der Straßenbahn hin nach der Straßenbahn hinsah. Es konnte also dem Lastwagenführer nicht geglaubt werden, daß er die Straßenbahn erst sah, als er schon auf einem Schienenstrang fuhr. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte es ihm auch gelingen müssen, mit seinem ganzen Lastzug die Geleise zu überqueren, bevor die Straßenbahn heran war. Er hat also das Vorfahrtsrecht verletzt und gleichzeitig einen Eisenbahntransport, als welchen ein Straßenbahnzug gilt, gefährdet.



Fahrtrichtung des P.K.W.
Fahrtrichtung des Straßenbahnzuges

Wir sehen aus diesen beiden Fällen klar und deutlich, daß der Begriff des Vorfahrtsrechtes wohl bei allen bekannt ist, daß aber heute noch nicht überall jene Disziplin herrscht, die ihnen gebietet, das Vorfahrtsrecht unbedingt, auch wenn es eine Verzögerung kostet, zu beachten. Es besteht heute keine andere Möglichkeit, gegen solche Fälle einzuschreiten, als durch Bestrafung des Schuldigen. Vor die Strafe setzt der neue Staat nun die Erziehungsarbeit. Allen soll in dieser Verkehrserziehungswoche noch einmal eindringlich vor Augen geführt werden, daß die Vorschriften nicht leere Buchstaben sind, sondern daß sie Wächter lebendigen Lebens darstellen. Durch Verkehrserziehung zur Verkehrssicherheit!



Von Josef Friedrich Perkonig

Immer wenn das Ochsenpaar, torkelnd unter dem geschwungenen Joche, an die Stelle kam, wo in dem Acker die seichte Mulde war, — nur ein scharfes Auge freilich konnte sie wahrnehmen, da zögerten sie einen Augenblick lang, den Pflug weiterzuziehen, sie bäumten sich, gleich darauf aber zog es ihre Köpfe zur Erde nieder, und wenn der junge Bauer die Augen geschlossen hätte, in den Händen auf den Pflugsterzen hätte er es spüren müssen, wie die Tiere stockten, als läge vor ihren Füßen ein unerreichbarer Stein. Laurenz erinnerte sich, daß sich diese seltsame Furcht, die immer nur auf einen kleinen Umkreis auf diesem Acker beschränkt blieb, in jedem Frühjahr wiederholte; niemals hatte er hier gepflügt, ohne daß die Tiere dieses seltsame Zeichen von plötzlicher Angst gaben, wahrscheinlich war es in den Zeiten des Vaters nicht anders gewesen, und vielleicht hatte solches Gehaben der Zugtiere auch schon die früheren Pflüger auf diesem Felde nachdenklich gemacht. Da es immer wieder geschah, konnte es nicht nur eine Laune der Ochsen sein, auch Kühe hatten jene verdächtige Sekunde lang verweilt, und zudem schien es, als sänke an jenem Orte die Erde ein, in jedem Jahre wohl nur um ein Haar, doch dem Auge des Besitzers, der sein Gut mit anderen Blicken betrachtet als ein Wanderer, der zufällig seinen Weg am Acker hinnimmt, blieb es auf die Dauer nicht verborgen, wie sich in einer länglichen, flachen Grube das Regenwasser ansammelte, aber es währte immerhin Jahre, ehe solche merkwürdige Anzeichen den Bauer Laurenz bewogen, an jener Stelle die Schaufel anzusetzen. Vielleicht wäre es schon früher geschehen, wenn nicht grausige Träume die ängstliche Bäuerin Anna heimgesucht hätten, wenn sie nicht immer die fromme Sitte beschworen hätte, die es verböte, einen alten Acker mit anderen Werkzeugen zu berühren als jener, die seit Urzeit zur Feldarbeit geweiht ist. Man dürfe nicht die guten Geister erzürnen, was aber geschehen würde, wenn man die Bauernerde mit einer Schaufel durchwühlte. Und weil Laurenz seinem Weibe Anna in einer stumpfen Liebe ergeben war, wohl auch in eigener Scheu zögerte, währte es Jahre ehe die Versuchung so mächtig wurde, daß er ohne es vorher im Hause anzukündigen, an der gespenstigen Stelle in den Acker stach.

Es bedurfte nur geringer Mühe, bis die Schaufel einen deutlichen Widerstand fühlte und einen braunen Klumpen an das Licht warf. Langsam schälte Laurenz, indem er mit den Fingern die zäh haftende, verhärtete Erde abbröckelte, einen geheimnisvollen Kern aus der festen Hülle, und als er eine letzte Kruste mit dem Messer abgeschabt hatte, da stand auf seinem Handteller die spannenhohe Statue eines halbnackten Mannes. Deutlich war zu erkennen, wie der Bärtige um die Mitte das Hüfttuch trug, und immer noch war in seinem Gesichte ein Zug von dunkler Verschlagenheit. Gott mochte wissen, wie die Statue in dieses Feld gekommen war, sie hatte jedenfalls auf ihren späten Erwecker gewartet, und kein besserer Herr konnte ihr bestimmt gewesen sein.

Laurenz, von solchem ungewöhnlichen Fund in seinem einfältigen Herzen sehr bewegt, nicht etwa, weil er hoffte, das schwere Bildnis könnte vielleicht aus Gold sein, sondern wegen des eigentümlichen Zufalls an sich, ließ, was sonst niemals zu geschehen pflegte, den Pflug in der angebrochenen Furche stehen und trug die Statue in sein Haus. Dort reinigte er sie in lauem Wasser vollends, als müßte der ehrwürdige Gast nach seinem Eintritte durch ein Bad geehrt werden, und stellte sie auf das Fensterbrett. Als er nun der verwunderten und mißtrauischen Frau von den näheren Umständen seines Fundes berichtete, räumte sie in seltsamer Hast Gebetbuch und Rosenkranz von demselben Fensterbrett fort, als dürften sie nicht länger die Nachbarn der kleinen Gestalt sein, die der Bauer aus dem dunklen Acker gehoben hatte. In den nächsten Tagen wuchs die Unlust des Weibes, denn die Gewalt, die der metallene Mann ausübte, war offenkundig. Häufig am Tage und schon gar nach Feierabend nahm der Bauer die Statue in die Hände, wog sie auf den Händen, stellte sie auf den Tisch vor sich hin und blickte sie unverwandt an, als gelte es, in ihr ein Unbekanntes zu erforschen. Nicht daß er deshalb irgendeine der bäuerlichen Sitten und Pflichten versäumte, und seine Hingabe mochte auch nur die Freude an ungewohntem Besitze sein, doch die Bäuerin Anna glaubte sich von unheimlichem Zauber angehaucht, und sie nährte selbst solchen Aberglauben nach Kräften. Sprach sie davon, dann verwies es ihr Laurenz, der Mann anfangs gutmütig, später ärgerlich.

Eines Tages beklagte sie sich bei dem Herrn Pfarrer über den stummen, winzigen Gast, der ihr die Ruhe geraubt hatte, und der Seelsorger, mit den Nöten des einfältigen Menschen wohlvertraut, kam, mehr aus Neugierde, als in der Absicht, der Bäuerin Anna zu helfen, in das Haus des Bauern Laurenz. Er betrachtete die Statue aufmerksam. Es bedurfte nur geringer Kenntnisse, um ihr hohes Alter zu ahnen. „Sehr schön, ja" sagte der Pfarrer. „Vielleicht ist die Statue zweitausend Jahre in der Erde gelegen . . ." „Zweitausend Jahre?" staunte Laurenz, und sein Stolz, ein solches Ding zu besitzen, wurde noch größer . . . Es könnte wohl sein . . . Da stammte es ja aus heidnischer Zeit, meinte Anna, der die Evangelien sehr geläufig waren . . . „Jawohl, aus heidnischer Zeit, das dürfte für gewiß gelten . . ." „Ob es etwa ein König wäre, fragte Laurenz . . " „Ein König nicht, eher ein Gott . . ." „Hinter den Männern bekreuzte sich Anna"... „Nein, es ist kein Gott", sagte endlich nach längerer Betrachtung der Pfarrer. „Wahrscheinlich ist es Herkules. Man hat ihn in die Wohnung gestellt wie heute irgendeinen Heiligen." . . . Wieder schlug Anna ein heimliches Kreuz . . . „Herkules", sprach Laurenz den Namen fast andächtig nach. — Er wäre ein Riese gewesen, erklärte der Geistliche, und da er sich der Taten des Herkules nicht mehr genau entsinnen konnte, erzählte er nur beiläufig von seiner Stärke, die vollbrachte, was anderen Sterblichen, nach der Sage aber auch anderen Bewohnern des Olymps, ewig versagt blieb. Es sei ein mächtiger Zauber um ihn gewesen, und die Götter hätten sich wohlgefällig zu ihm geneigt . . .

Eine gespenstige Feindschaft hatte in dem Hause ihren Anfang genommen, Anna schlug den stummen Eindringling, der das tiefe leere Fensterbrett beherrschte, mit jedem Blick, schalt ihn wohl auch laut; doch sie hütete sich ängstlich, ihn zu berühren. Aber auch Herkules sah aus schadenfrohen Augen nach ihr, die ihn unter ihrem Dache dulden mußte und ohnmächtig war; es freute solche Schwäche der Menschen den Unbezwungenen. Manchmal gab es jetzt auch Streit um seinetwillen, niemals früher war das Blut des Paares aus der Hürde einer dumpfen, gewohnten Liebe ausgebrochen; es waren schwerblütige, zur Ruhe bestimmte Menschen, die da vor Jahren Hochzeit gehalten hatten, und es schien in ihren Sternen geschrieben, daß ein Irdisches ihre Ehe nicht trüben könne.

Das Weib erwog furchtsam, ob es dem fremden Geiste auch dann noch überlegen sein werde, wenn der düstere Herbst den Mann länger beim Hause halten werde, wenn er nicht mehr täglich über seine Erde wandern konnte. Ach, er würde vor dem heidnischen Dinge wahrscheinlich immer wieder die alte Sünde begehen, und als sie dessen gewiß zu sein glaubte, gewiß auch, daß Herkules vom Hof gejagt sein mußte, wenn sie einen erträglichen und vom Himmel gnädigen Winter erhoffen sollte, da nützte sie einen Tag, an dem Laurenz einige Fässer voll süßen Birnmostes in die Stadt brachte, und gab der heißen Stimme des Herzens nach. Tapfer überwand sie eine letzte Scheu, nahm die Statue vom Fensterbrett, trug sie, so schwer und glühend sie in ihren Händen auch wurde, zum Brunnen und warf sie in das Wasser. Wohl schien es ihr, als riefe der stürzende Herkules aus dem Brunnenschachte zu ihr empor, aber dann meinte sie doch, es wäre nur das Geräusch des Falles gewesen.

Laurenz kehrte heim und fand die Statue nicht mehr. Wo sie denn wäre?... Dort, wo sie hingehöre; in einem christlichen Hause sei kein Platz dafür... Laurenz sah Anna mit bösen Augen an. War das noch das stille, dienende Weib, das er von dem Berge herabgeholt hatte? War sie nicht auf einmal ein fremder Mensch?... Sie werde den Herkules holen, sagte er und wieder an den alten Platz stellen... War das noch der gute Bauer Laurenz, zu dem sie einmal von dem Berge herabgestiegen war? Andere Burschen hatten sie außer ihm begehrt, und in diesem Augenblick wähnte sie, jeder von ihnen wäre ein besserer Mann geworden als dieser Bauer in der Niederung... Wenn er in den Brunnen steigen wolle, sagte sie, und verbarg dabei ihren Triumph nicht, dort könne er das heidnische Ding suchen...

Sie habe nichts zum Hause gebracht und trüge noch fremdes Eigentum fort, kränkte er sie... Und sie sei in dieser Ehe zur Unfruchtbarkeit verdammt, kränkte sie ihn noch ärger..

An einer schmerzhaften Narbe berührt, brach er den Streit sofort ab und verließ das Haus. Obwohl er, ein nüchterner, das Geld sehr schätzender Bauer, sich seit jeher vor Berauschtheit gehütet hatte, goß er an diesem Abend, ein Unmäßiger aus zorniger Lust, den Branntwein in sich und kehrte, in einen wilden Polterer verwandelt, erst um Mitternacht nach Hause zurück. Das Weib Anna saß, von rötlichem Kerzenlicht beglänzt, im hochgeschlossenen Schlafhemd aus rohem Leinen und starrte den Berauschten ungläubig an. Niemals hatte sie ihn in solchem Zustande gesehen, und er war ihr nun fremder als fremd. Er riß die Säulen des Betthimmels ein, wohl hatte ihr gedrechseltes Holz schon der Holzwurm angefallen, doch sein Ende wäre nicht abzusehen gewesen, wenn es nicht der Bauer Laurenz gewaltsam beschleunigt hätte. Der hölzerne bemalte Himmel begrub Anna unter sich, der Sturz der dünnen Decke betäubte sie eine kleine Weile lang, dann trat sie auf den kalten Fußboden und stand überlegend in dem Hemde, es reichte ihr bis zu den Knöcheln herab. Schon hatte sie die Stube verlassen, als Laurenz sich in die Trümmer des Bettes hinstreckte und völlig in seiner Trunkenheit versank.

Sie kleidete sich an, sie ging aus dem Hause und nahm auch nicht das geringste Bündel mit sich. Ein schamhafter Mond wies ihr einen wohlbekannten Weg auf den Berg; dort saß der Bruder auf einer kleinen Bauernhube. Als sie ankam, hatte er eben das Pferd angeschirrt; er ließ es in einem letzten Traume stehen und brachte die Schwester in das Haus, ehe er ins Holz fuhr.

Als nun der Tag durch die Fensterscheiben in die niedere Stube wuchs und das eingelegte + J H S + in der Tischplatte sichtbar ward, da verwunderte sich Anna über ihre nächtliche Wanderung sehr. Und sie grübelte in den tiefen Tag hinein, warum ihr Herz sie solches geheißen hatte; doch sie ergründete nicht Anfang noch Ende.

Und als Laurenz am hellen Vormittag erwachte und die Verwüstung erkannte, auf der er die Nacht zugebracht hatte, als er auch die verwaisten Plätze sah, wo er sonst das Weib angetroffen hatte, bei diesem Tun und bei jenem Lassen, da versann er sich in Zweifeln . . .

Er wird Anna wieder vom Berge herabholen und reumütig ihr Urteil fordern, oder aber sie wird selber wieder kehren und es den Tieren abbitten, daß sie an einem Morgen hungern mußten, das Paar wird den seltsamen Zwist, den es nie für möglich gehalten hätte, zu vergessen trachten, und es dünkt sie wohl eines Tages, er wäre nur ein schöner Traum gewesen.

Doch ihre festgefügte Ehe hat einen feinen Sprung, vielleicht wird er verheilt scheinen, vielleicht wird sie einmal gerade an dieser Stelle zu kränkeln anfangen. Werden sie dann noch an Herkules denken, an den zauberhaft starken Herkules, der im Hause wohnte, ehe er in den Brunnen sank? Haben sie überhaupt jemals an Herkules gedacht?

Der alte Bauer / Hermine Maierhenser:

Meine Hände zittern beim Ruhen und beim Gebet,
Sie werden sicher und still, wenn draußen steht
In Blüten der Klee und in Wogen das Korn.
Werden, Wachsen und Wirken sind meiner Kräfte Sporn!

Und meiner Väter Sinn webet und waltet im Land.
Er ist's, der sicher macht, und der läßt zittern die Hand.
Sicher zum Schaffen und zittern vor ewiger Mächte Gewalt.

So bin ich betend und schaffend ein Bauer,
So bin ich jung bei der Arbeit,
So bin beim Horchen auf ewige Dinge ich alt.

Die Gießkanne / Von Horst Olbers

Berger hat eine Laube. Sie liegt fast auf dem Präsentierteller, denn von allen Seiten hat man freie Sicht. Ein kleiner Zaun führt um diese Laube herum, aber er ist so niedrig, daß man über ihn hinwegspringen kann.

Darum muß Berger höllisch aufpassen, daß nicht irgend ein entwurzelter Langfinger seinen Garten fortträgt, und er hat sich geschworen, daß er im Falle eines Falles diesen Schurken nicht entkommen lassen will. Eines Tages sucht Berger seine nagelneue Gießkanne. Eben hat er sie noch gehabt. Er hat das Gemüsebeet begossen und hat dann im Hühnerstall zu tun gehabt. Wo ist nun die Gießkanne? Natürlich hat sie irgendjemand mitgenommen.

Und Berger legt sich auf die Lauer. Er wird diesen Jemand schon finden. Der soll sich freuen. Er wird nicht mit heiler Haut davonkommen.

Lange braucht er nicht zu warten, da sieht er auf dem Sandwege einen jungen Burschen, der seine Gießkanne trägt.

Hoppla! Wie der Blitz ist Berger über den Zaun gesprungen und hat seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelegt.

„Hübsche Gießkanne da, mein Freund," sagt er, und sein Auge wird tückisch.

Der junge Mann sieht ihn mißtrauisch an.

„Jawohl", sagt er nur und will weiter gehen.

Berger faßt nach der Kanne.

„Wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie ganz einfach töte, dann geben Sie sie her."

Noch hält der junge Mann fest.

„Glauben Sie, ich scherze?" Und er haut dem Verdutzten eine schallende Ohrfeige herunter.

Der läßt die Gießkanne fallen und läuft davon.

Als Berger kurz darauf in den Hühnerstall geht, findet er seine Gießkanne, die er dort vergessen hatte. Und in der Nacht träumt er von Straßenraub und Zuchthaus. Am andern Tage geht er zur Polizei, und dort erzählen ihm die Beamten die Geschichte vom Uebereifer, der nur schadet.

Gang durch ein niedersächsisches Bauernhaus - Text und Zeichnungen von Max Worlitz

Rüstig schreitet die Neuzeit vorwärts; alte Häuser und Bauwerke, Sehenswürdigkeiten, die das Typische der Landschaft darstellen, gehen dem Verfall entgegen, werden ein Opfer der Spitzhacke und sind dann für die Nachwelt für immer verloren. Dank der Bemühungen der Heimatfreunde und des Heimatschutzes, nicht zuletzt auch Dank des treuen Heimatsinnes der Niedersachsen gelingt es, zur Erhaltung eines schönen, oft sehr alten und interessanten Bauwerkes hier und da beizutragen. Heute noch können wir uns die niedersächsische Landschaft nicht ohne die „Rauchkaten" mit den dicken Strohdächern denken, und doch werden spätere Generationen von uns nicht mehr vorfinden als nur jene paar Häuser, die als Heimatdenkmäler mit in das künftige Zeitalter der Sachlichkeit und der fortgeschrittenen „Zivilisation" hinübergerettet wurden. Die Bauweise des altniedersächsischen Bauernhauses erstreckte sich von der Nordsee bis zum Harz, von der holländischen Grenze bis zur Elbe — sie umfaßte also das Gebiet der Provinz Hannover sowie den größten Teil von Westfalen.

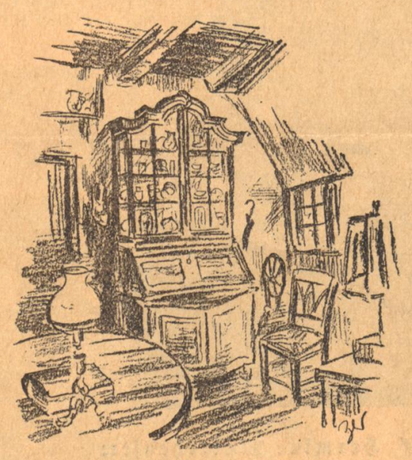
Alte Bauernanrichte

„Rauchkaten" nennt sie der Volksmund, obwohl es regelrechte Fachwerkhäuser sind. Vergeblich suchen wir einen Schornstein, doch die „Grotdör" hat ihren Namen nicht zu Unrecht, und durch sie sucht der Rauch des offenen Herdfeuers seinen Weg ins Freie. Wuchtig lastet das dicke Reitdach auf dem Hause, warm einhüllend, oft durch die Last des Alters schon etwas krumm und bildet einen mitunter stark ausgeprägten Buckel; aber doch können Sturm und Unwetter es nicht „klein" kriegen — es hält stand — wie ein alter, zäher und wetterfester Bauer. Unwillkürlich empfindet man: Unter diesem Dach ist Heimat, hier sitzt du warm, wenn im Winter der eisige Sturm durch die Lande weht. Für die Menschen die hier wohnen, muß es ein herrliches Gefühl des Geborgenseins sein.

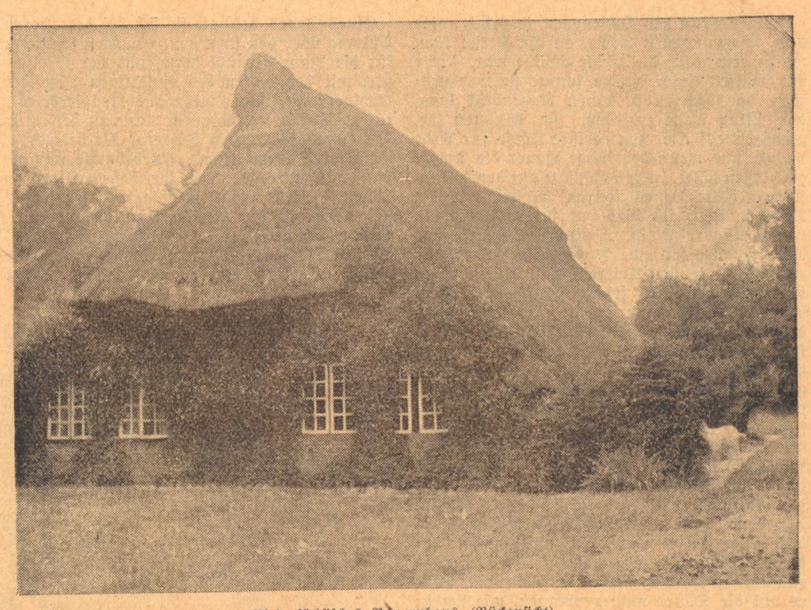
Viele 100 Jahre stehen die alten Räucherkaten. Manche von ihnen haben eine große historische Vergangenheit, von der sie dem uneingeweihten Beschauer heute noch kaum etwas verraten. Sie sind durchaus keine ärmlichen Moorkaten, sondern bergen aus vergangenen Jahrhunderten Kostbarkeiten, um die ein Altertumssammler sie beneidet und oft viel ausgeben würde, wenn er sie erwerben könnte. Aber auch in unserer heutigen Zeit ist noch nicht alles käuflich. Ein rechter alteingesessener Bauer, der mit ganzer Seele seiner Scholle verwachsen ist, hält den Urväter-Hausrat heilig und gibt ihn um keinen Preis her. Da sind die alten Truhen und Schränke, Geräte und Schmuckgegenstände, mit denen zahllose Erinnerungen verknüpft sind. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich diese Räucherkaten vererbt, sie sind stumme Zeugen einer alten bodenständigen Kultur. Hier gilt noch das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen.

Es ist wie ein Märchen aus verklungenen Jahrhunderten, versteckt, umgeben von hohen Bäumen, steht in Neuenburg in Oldenburg, dicht an der Landesgrenze Oldenburg-Ostfriesland, noch ganz in seinem Urzustand, mit den alten und sehenswerten Einrichtungsgegenständen, ein von den ganz wenigen in seiner reinsten Form erhaltenen niedersächsischen Bauernhäusern, auch Rauchkate genannt, dessen Alter auf über 500 Jahre geschätzt wird.

Hier ist noch alles beim alten geblieben, hier hat das moderne Zeitalter noch alles unberührt und unverändert gelassen. Die jetzigen Bewohner der Rauchkate, anspruchslose, liebe und nette Menschen laden uns zum Besuch ein und zeigen uns gern das Innere des Hauses, erklären hier und dort Werkzeuge und Gegenstände. Betreten wird durch die „Grotdör" das Innere des Hauses, so gelangen wir zunächst in die Diele, die Heimatsprache sagt „Flett", wo uns tiefste Dunkelheit und Rauch umgeben; erst langsam gewöhnen sich unsere Augen daran, und wir können die einzelnen Gegenstände erkennen. Nur spärlich wird die Diele durch die an beiden Seiten befindlichen kleinen Fenster sowie vom schwachen Widerschein des offenen Herdfeuers erhellt. Die Fenster bestehen größtenteils aus kleinen buntbemalten Glasscheiben, die von Freunden und Bekannten zur Erinnerung an den Hausbau geschenkt und später während des „Hushirn" (Hausbau) beim feierlichen Fensterbier (daher auch der Name: „Fensterbierscheiben" eingeweiht wurden. Die oft künstlerisch ausgeführten Scheiben zeigen den Namen — die Jahreszahl — mitunter auch das Wappen des Stifters — sowie allerlei symbolische Figuren und Sprüche. Das häusliche Leben spielte sich nur auf dem „Flett" ab. Zuerst war es der einzigste Wohnraum, für Menschen und Tiere zugleich, erst später kamen die „gute Stube" und der Altenteiler-Wohnraum hinzu. Links und rechts von der Diele sind die Viehställe — links für die Kühe, rechts für die Pferde, und die Vorratskammern für das Korn untergebracht. Hier steht noch eine alte Häcksellade, worin an jedem



Abend das Futter geschnitten wird; es ist nicht so einfach, sondern anstrengend und verlangt eine ziemliche Kraftanwendung. Hier war auch die Arbeitsstätte für die schwere Männerarbeit — immer gab es viel zu tun. Zur Erntezeit wurden die Vorräte erst mühsam hereingebracht — die Garben auf den Boden gestackt, und nachdem die Hackfrüchte eingebracht waren, wurden die Korngarben wieder heruntergeworfen, aufgebunden und ausgebreitet, und nun hörte man überall das Lied des Erntesegens — bum—bum—bum— — es waren die Dreschflegel, die das Korn bearbeiteten um den Ertrag einer einjährigen, mühseligen Arbeit sicher zu stellen. Hühner picken in den festen Lehmfußboden und sorgen dafür, daß kein Körnchen verloren geht. Da stehen noch verschiedene Werkzeuge, die zur Bearbeitung des Bodens und der Ernteerzeugnisse dienten; auch ein größerer über 200 Jahre alter Webstuhl ist noch gut erhalten. Es ist von bodenständigen Handwerkern angefertigte Wertarbeit, die allgemeine Bewunderung auslöst.


Niedersächsisches Bauernhaus (Rückansicht)

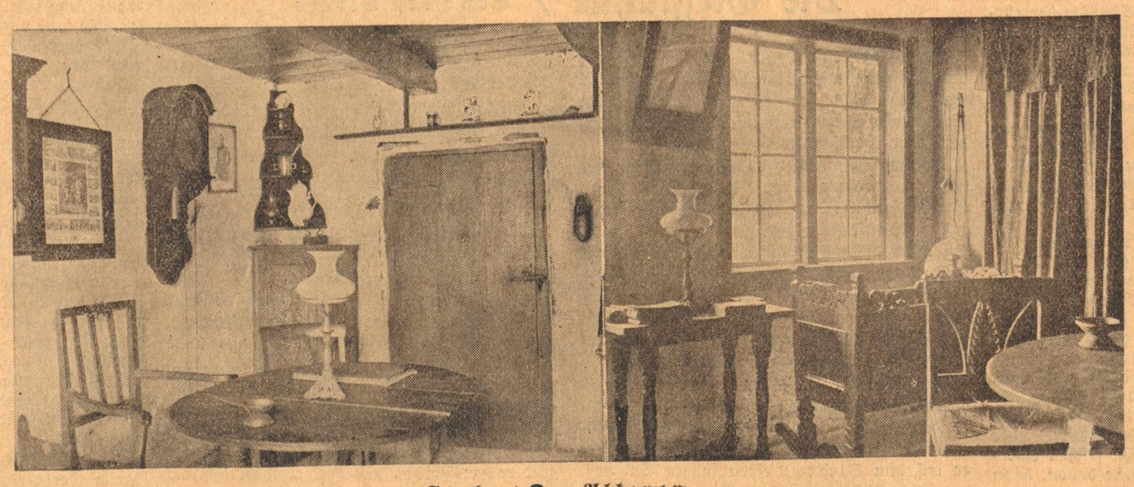
Langsam vorwärtsschreitend kommen wir zum offenen Herdfeuer, darüber der rußgeschwärzte Rauchfang. Von hier aus verteilt sich der Rauch über die ganze Diele und sucht sich seinen Ausweg durch Türen und Fenster. Nie erlöschte das Feuer — selbst in der Nacht nicht — es wurde am Abend mit Asche bedeckt und glimmte so bis zum frühen Morgen weiter — um dann wieder neu angefacht zu werden. Um eine evtl. Brandgefahr zu beseitigen, denn es war ja leicht möglich, daß eine Katze bei der nächtlichen Mäusejagd dem Feuer zu nahe kam und dann die so leicht entzündbaren Vorräte in Brand setzte, wurde das Feuer mit dem eisernen „Feuerstülper" bedeckt. Ueber dem Herd hängt der Kesselhaken — es ist dies eine lange, gezähnte Stange; unten bildet sie einen Haken zum Anhängen der Kessel. Die Stange ist an beiden Seiten mit Tüllen versehen, die früher zur Aufnahme des lichtspendenden und flackernden Kienspans dienten. Erst später hat sich die heute noch gebräuchliche Petroleumlampe eingebürgert. Am Herdfeuer befinden sich zu beiden Seiten kurze Luftschächte, damit die angrenzenden Wohnräume gleichzeitig erwärmt werden. Hier am Herdfeuer war das Reich der Frau — hier wurden die häuslichen Arbeiten verrichtet — an den langen Wintertagen aber wurde fleißig gesponnen — galt es doch, alle Bedürfnisse der eigenen Familie und für das Gesinde zu befriedigen — auch für die Aussteuer mußte gesorgt werden; wieviel Wahrheit steckt in dem Spruch:

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Das nur sei des Bauern Tracht!"

Im Rauchfang, der sich über dem Herdfeuer befindet, hängen allerlei leckere Stücke — auch an der Decke sind Schinken und Würste aufgereiht und werden so Tag für Tag nachgeheizt — sie erhalten erst durch den ewigen Rauch einen ganz besonders delikaten Geschmack. Nach getaner Arbeit versammelten sich des abends die Bewohner um das Herdfeuer, mitunter kam auch Besuch, und nun wurde „geschnackt", so manche nette „wahre" Geschichte gab man zum Besten — oder es wurde die Politik durchgesprochen — auch die Korn- und Viehpreise blieben nicht unerwähnt; diese abendlichen Zusammenkünfte wurden nie lange ausgedehnt — zeitig ging es zu Bett — denn am nächsten Morgen wartete früh wieder die Arbeit. Die Abende gestalteten sich recht unterhaltend und galten für den schönsten Abschnitt in der kalten und dunklen Jahreszeit.

Jetzt gehen wir in die „gute Stube". Sie ist ein Schmuckstück und mit das Sehenswerteste der ganzen Rauchkate. Die alten und schönen Möbelstücke sind auch mit vielen Schnitzereien verziert und erfreuen unser Auge; verschiedene antike Einrichtungsgegenstände füllen den Platz aus, ohne überladen zu wirken. Das in die Wand eingelassene, wundervolle Wandbett für die Frau, ist wie fast alle Schlafstätten, nach dem Vorbild der Schiffskojen in eine Wandnische eingebaut — es wird abgeschlossen durch einen herrlichen und kostbaren Vorhang — der in eigener Handweberei hergestellt war, und gleichzeitig als Schmuckstück in diesem niedlichen und niedrigen Raum dient. Vor dem Bett steht die mit Schnitzereien versehene Wiege — für das jungen Leben. In allen Räumen staunt man über die selbstverständliche Einfachheit, die Dinge sind hier nicht willkürlich zusammengetragen, alles steht an seinem Platz, wo es hingehört, und wo es immer gestanden hat.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu; durch die trüben Fenster fallen die jetzt nur noch schwachen Sonnenstrahlen in die Stube, um nun bald von dem traulichen Schein der Petroleumlampe abgelöst zu werden. Wir haben die Rauchkate eingehend besichtigt, verabschieden uns von den Bewohnern, danken für die Freundlichkeit, daß sie uns mit all diesen schönen Sachen vertraut gemacht haben und wir somit einen Einblick in die Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren gewinnen konnten.


Die gute Stube / Der Alkoven